



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Kleine Correspondenzen und Notizen.

1850

Kleine Correspondenzen und Notizen.

Haynau — Hinrichtung. — Leider muß ich wieder ein Thema aufstischen, das Ihren Lesern gewiß nicht angenehm ist. Es hilft aber nichts, ich halte es für Pflicht der Presse, die Rohheiten eines Staats, der sich civilisirt nennt und einen vorwiegenden Einfluß auf Deutschland in Anspruch nimmt, nicht unkritisch vorbeigehn zu lassen. Die Art, wie die öffentliche Meinung Europas im vorigen Herbst sich über die Hinrichtungen in Pesth und Urad aussprach, hat eine momentane Wirkung nicht verfehlt. Nach dem neunzehnten oder zwanzigsten Opyer feierte der Galgen, und die offiziellen Blätter brachten die Versicherung, Se. Majestät habe befohlen, künftig keine Hinrichtung wegen früher begangener politischer Verbrechen mehr in Ungarn aufzuführen. Die Zusage schien gehalten zu werden, doch entschädigten sich die Kriegsgerichte auf höchst sinnreiche Weise: sie verurtheilten eine unverhältnißmäßige Anzahl Gefangener zum Tode; da diese Urtheile dann erst auf dem Gnadenwege in 16-, 18- oder 20jährigen schweren Kerker verwandelt wurden, so haben die schon einmal Begnadigten keine Aussicht auf baldige Milderung ihrer harten Strafe. Alle Festungscasematten sind vollgepfropft von diesen Unglücklichen und täglich kommen neue aus den höchsten wie aus den mittlern Ständen hinzu: Bischöfe*), Magnaten, Gelehrte, kleine Edelleute, arme Studenten, kurz was sich im Geringsten über den Bauernstand erhebt, was auf irgend eine Weise die magyarische Intelligenz vertritt, trifft dieses Schicksal. Wem selbst ein Kriegsgericht nichts anhaben kann, der wird assentirt; ob dabei eine Capitulation zu brechen ist oder nicht, macht keinen Unterschied. Selbst auf die Militärtauglichkeit oder Militärpflichtigkeit kommt es nicht an; daß anständige Familienväter und invalide oder ziemlich bejahrte Personen aus den gebildeten Ständen unter das Fuhrwesen gesteckt werden, müssen Sie gehört haben. Ich bin überzeugt, daß man so praktisch sein wird, viele dieser Geprüften zu entlassen, sobald man sich an ihrer Demüthigung sattfam geweidet hat. Genug von diesem Jammer; man tröstet sich ja noch immer mit der Hoffnung auf Amnestie. Plötzlich aber gibt Haynau wieder ein Lebenszeichen von sich, das uns die feierlichen Zusagen der offiziellen Blätter vom vorigen Herbst in's Gedächtniß ruft. Die Pesther Zeitung nämlich meldet die Hinrichtung Ludwig Hauß's in Urad am 19. Februar 1850! Unser erster Gedanke ist, daß der Unglückliche kein bloß politischer Verbrecher, daß er der Betheiligung am Morde Latour's wenigstens verdächtig war. Wurde doch jedem Wiener Oktoberflüchtling ohne Unterschied diese Beschuldigung von der guten Presse nachgerufen. Und würde man sonst so spät, so lange nach der Beendigung des Kampfes, eine kriegsrechtliche Hinrichtung vornehmen, die unter den jetzigen Umständen nicht anders als wie eine That der unerbittlichen Nachsicht aussehen kann? — Wir lesen das Urtheil zwei, dreimal mit Aufmerksamkeit durch, — keine Andeutung wegen Latour, keine Spur von einem gemeinen Verbrechen. Wohl aber wird hervorgehoben, daß Hauß im Sommer 1848 Redacteur der Wiener radicalen Zeitschrift „Constitution“ war. Dergleichen freilich würde unsere Armee noch im Sommer 78 nicht verzeihen. Kein Obergensfor, kein Sedliniski, kein Novosilzow kann

*) Erst gestern wurde der katholische Bischof von Großwardein, Ladislaus Baron Bémer von Bako, weil er Hirtenbriefe für Rossuth erlassen, zu zwanzig Jahren Festung in Eisen begnadigt!

Grenzboten. 1. 1850.

einen blindern und unverföhnlichen Haß gegen den Namen: Schriftsteller haben, als ein gutgestuhter österreichischer Offizier. In dieser Beziehung ist unser Militär vom reinsten polizeilichen Geist beseelt. Haul ist ferner mit den Waffen in der Hand gefangen, das Kriegsrecht kann daher sein Blut fordern, aber daß er nicht begnadigt wird wie so viele Andere, erklärt das Kriegsgericht, indem es ihn des „Hochverraths unter den erschwerendsten Umständen“ schuldig erkennt. Dies Motiv reicht aus, um die Zusage des Kaisers zu Schanden zu machen. Hochverräter unter erschwerenden Umständen sind gewissermaßen keine politischen Verbrecher, sagt die Logik des österreichischen Militärs. Und welches sind die erschwerenden Umstände? Haul hat nicht bloß gefochten, sondern, wie es scheint, tapfer gefochten, nämlich an der Sophienbrücke und in der Jägerzeile in Wien; die einzigen Punkte, wo es heiß herging. Noch mehr spricht dafür, daß ihn General Bem, der bekanntlich nicht gerne Nemmen neben sich sah, zu seinem Adjutanten in Siebenbürgen machte. Nun denn, in Gottes Namen, der Gefangene war ein so gefährlicher Gegner Oesterreichs, daß die Rücksicht für die Sicherheit des Staats seinen Tod verlangte. Aber erwarten ließe sich doch, daß der Soldat die Tapferkeit selbst am Todfeinde ehren und ihm wenigstens das Ende eines Kriegers gönnen wird. Auch darin täuschen wir uns. Haynau, der Ritterliche, bestätigt das Urtheil, welches auf den Strang lautet, und die gute Presse meldet mit Triumph: „wurde sofort gehängt!“ —

Der Fall macht hier sehr böses Blut, denn er wird als ein Anachronismus angesehen, der andere Anachronismen in größerem Maßstabe erwarten läßt. Offenlich täuscht man sich, und der Haul'sche Ausnahmefall bedeutet vielleicht weiter Nichts, als daß Haynau wieder einmal guter Laune war. Peinlich aber ist es für den „Ausländer“ zu hören, wie der Volkshaß gegen den gefürchteten Feldherrn hier und in Ungarn sich Luft macht. „Haynau ist kein Oesterreicher, sondern ein ausländischer Prinz,“ sagen die Leute; „kein österreichischer General hätte das Herz, so mit den Menschen zu verfahren. Von dem biedern Schlick gar nicht zu reden, aber weder Radetzky, noch Windischgrätz, noch der Kroatte Jellachich ist jemals so grausam gewesen wie die Hammerstein und Haynau, wie diese Deutschen, die für Geld und Orden dienen.“

Die deutsche Sprache in Galizien. Die Behauptung, daß die Germanisirung in Galizien unter österreichischer Herrschaft außerordentlich fortgeschritten sei, daß deutsche Sitte sogar schon in die Häuser und Gesellschaften der polnischen Ureinwohner gebracht worden sei, ist eine arge Unwahrheit. Leider läßt sich gerade das Gegentheil behaupten. Nicht die Polen nahmen von den Deutschen, wohl aber nahmen die eingewanderten Deutschen von den Polen Sitten und Gebräuche, löbliche und tadelnswerthe, sehr schnell und begierig an. Bei dem Beamtenstande in Galizien, der sich aus natürlichen Gründen immer compact als scharfgetrennte Masse hält, ist dies allerdings nicht der Fall; desto mehr aber bei den deutschen freien Bürgern der Städte und den Ansiedlern auf dem Lande. Der Deutsche aus diesen Klassen, welcher sich zehn Jahre lang in Galizien aufgehalten hat, ist gewiß schon ein halber Pole, und seine hier gebornen Kinder sind stets so ächte Polen, daß man sie mit Erstaunen weit fanatischer für die polnischen Staatsideale schwärmen hört als die alten Söhne der alten Familien des Landes. So z. B. war die Menge der deutschen Namen in den Listen des Revolutionsheeres von 1830 erstaunlich groß. Man hört diese in Polen und Galizien geborenen Deutschen in der Regel ihre deutsche Abkunft mit einer wahren Erbitterung verleugnen und mit Eifer darnach trachten, für echte Polen zu gelten. Diese moralische Vaterlandsverratherei empört, aber sie ist wahr und liegt ohne Frage im deutschen Sinn und Gefühl. Es ist fast ekelhaft, in jenen Ländern die Deutschen, welche selbst kaum ein paar Worte von der fremden Sprache verstehen, sich stets polnisch begrüßen zu hören, und zu vernehmen, wie sie jedes polnische Wort, welches ihnen im Gedäch-

niß hängen bleibt, mit einer wirklich fanatischen Gedekhaftigkeit in ihre deutsche Rede hineinzuwängen. Dieses Verachten des Eigenen und Trachten nach dem Fremden ist dem Polen ganz und gar nicht eigen. Vielmehr stößt er alles Fremde mit Widerwillen und stolzem Groll von sich. Der Pole ist auf seinem Extrem, denk ich, ein eben solcher Narr wie der Deutsche, aber er ist nicht ein so sinnenschwacher Affe. Selbst da, wo der Pole etwas Fremdes annehmen muß, z. B. in der Geschäftssprache, ist er doch bemüht, den demüthigenden Diebstahl durch die veränderte Form zu maskiren, um sich selbst glauben zu machen, daß die Beute ein altes Eigenthum sei. Der Deutsche dagegen wahr auch die fremde Form, sich stolz fühlend in dem Besitze des fremden Stoffes. Der Pole hat mehrere deutsche Wörter in seine Sprache aufgenommen, aber er vergönnt ihnen nicht die deutsche Schreibart. Er braucht das Wort Halsstuch, aber er schreibt es Halsztuf. Deutsche und Polen, beide haben sich französisch geniren lernen; aber der Deutsche genirt sich treu französisch, der Pole dagegen szenirt (szenowac) sich polnisch und beweist, daß er das Erbtheil seiner Väter höher achtet als fremde Waare. So ist es in jeder andern Beziehung. Der Pole weist ebenso entschieden und hartnäckig alles Fremde von sich, wie der Deutsche es begierig an sich rafft. — Die Herstellung einiger deutschen Staatsinstitute, sowie das massenhafte Einschleichen deutscher Personen in die galizischen Aemter macht noch lange kein germanisches Galizien, am wenigsten, so lange die freistehenden Deutschen, welche einen starken Theil des städtischen Bürgerstandes ausmachen, mit gar zu freudiger Eile sich in Polen verwandeln.

Zur Geschichte des englischen Postwesens — gibt eine eingeweihte Feder in Fraser's Magazine neue und höchst anziehende Beiträge. In den goldenen Tagen der Königin Elisabeth und unter Jacob I. gab die Regierung jährlich 3400 Pf. Sterling für die Post aus, welche natürlich nur königliche Briefe und diese mit höchst unförmlicher Langsamkeit beförderte. Privatleute mußten ihre Schreiben durch Boten zu Fuß auf gut Glück in die Welt schicken; aus Schottland oder Irland wanderte ein Brief nach London volle zwei Monate (heute einen Tag). Im Jahre 1635 führte man zuerst regelmäßige Postreiter zwischen Edinburgh und London zur allgemeinen Benutzung ein; ein Brief ging damals 6 Tage und Nächte. Schon das war eine wirksame Reform und die Post begann eine Einnahmequelle für den Staat zu werden. Cromwell verpachtete sie für 10,000 Pf. jährlich; ein einfacher Brief kostete auf 80 engl. Meilen weit von London 2 Pence (etwa 16 sächs. Pfennige), weiter 3 P., nach Schottland 4 und nach Irland 6 P.; was kein hohes Porto war, wenn man die Auslagen an Pferdefleisch und Postillonslungen bedenkt, denn der Reiter war verpflichtet, im Sommer 7, im Winter 5 Meilen die Stunde zu traben und abgesehen von besondern Veranlassungen vier Mal stündlich in sein Horn zu stoßen. Karl II. verpachtete den Postgewinn für 21,500 Pf. jährlich. Im 18. Jahrhundert gab die Einführung der Briefpostkutschen dem Correspondenzwesen einen Schwung, der endlich in unserer Zeit durch den Dampf und noch mehr durch Rowland Hill's Pennypost ein fabelhafter wurde und noch täglich im Wachsen ist. Die Einführung der auf den Brief zu klebenden Frankostempel, welche im Kleinverkehr als Scheidemünze dienen und von der Post als einer neuen Art von Bank für baar Geld eingelöst werden, ist vor Allem eine unberechenbare Zeiterparniß; man denke nur an die nervenzerrüttende, fieberhafte Ungeduld, die der arme Briefträger ausstand, während alte Damen im Strickbeutel nach dem Porto suchten! Die Penny- und die Schilling-Frankostempel (ein Brief nach den Colonien kostet 1 Schilling=10 Silberg.) sehen nicht elegant aus, und das Bildniß der Königin daran ist ein freches Pasquill auf das Gesicht Ihrer allergnädigsten Majestät, dennoch gelten diese Stempel bei der Post für ein Meisterstück der Prägekunst. Sie sind auf Zweckmäßigkeit, nicht auf Schönheit berechnet; die Verworrenheit der Zeichnung nämlich und gewisse geheimnißvolle Buchstabencombinationen in den Ecken sichern vor Nach-

machung und bringen den Falschmünzer zur Verzweiflung. — Die Anzahl der Briefe, welche jährlich aus dem Schooß des Londoner Postgebäudes über London, Großbritannien und die fünf Welttheile auf Flügeln des Dampfes oder unter bauchigem Segel ausgehen, beläuft sich heutzutage auf die Kleinigkeit von drei hundert Millionen. Außerdem befördert die Post durchschnittlich 70 Millionen Zeitungsnummern im Jahr: eine Papterlast von etwa 9765 Schiffstonnen Gewicht. Bis Indien, China und Australien aber geht das Exemplar einer Monstrezeitung wie die Times für einen Penny. Die Last ist der Post kein Gegenstand, denn auf ein paar Centner mehr oder weniger kommt es dem Dampfleviathan nicht an; sonst müßte jedes Exemplar 10 Pence statt eines zahlen oder der Verlust des Postamtes würde jährlich 2,625,000 Pf. betragen.

Nach den neuern Regelungen übernimmt die Post auch die Beförderung aller möglichen Dinge, die sich überhaupt verschicken lassen. Ganze Menagerien von Papagaien, Canarienvögeln, Eidechsen, Marmelthieren und Blutekeln, dazwischen Glacehands und Damenschuhe, Schwänze, Perrücken und andere leichte Gegenstände reisen manchmal hunderte von englischen Meilen weit unter der zärtlichen Obhut rauher Postknechte. Selbst Stücke von Menschenleichen, zum Seeliren, sind schon aufgegeben, aber durch den Geruch erkannt und zurückbehalten worden. — Die Postbeamten haben eine feine Nase, ein scharfes Auge und eine übermenschliche Geduld. Mancher Brief hat eine Adresse, die kein gewöhnliches Erdenkind entziffern würde: eine räthselhafte Handschrift, noch räthselhaftere Orthographie und Wohnungsangaben, die bestimmt scheinen, den Adressaten vor polizeilichen Nachforschungen ein Jahrhundert lang zu verstecken. Solche Briefe kommen in das „Blind Letter Office“ (Bureau blinder Briefe) und im Nu pflügt der geübte Clerc das Räthsel der Sphynx zu lösen. Manchmal kostet es einige Tropfen edlen Schweißes, wie ein Bluthund erster Race aber spürt der Brief gewöhnlich zuletzt seinen Mann auf. Es gibt jedoch Adressen, denen selbst ein Londoner Postbeamter nicht beikommen kann. Folgendes ist eine buchstäblich wahre Adresse, die unlängst im Blind Letter Office vorfam: „Mrs. Smith, hinter der Kirche, in England.“ Die Clercs waren gußer sich, daß ihnen der Triumph entging, diese Charade zu lösen, denn die Smiths sind in England so häufig wie bei uns die Schmidt, Müller und Schulze, an Kirchen aber ist bekanntlich in England auch kein Mangel. Der Brief maßte leider für stockblind (stone blind) erklärt und in's Bureau der „todten Briefe“ (Dead Letter Office) geschafft werden, wo er erbrochen und, wenn der Schreiber zu ermitteln ist, diesem zurückgestellt, sonst aber ins Feuer geworfen wird. Es langen sogar Briefe mit ganz blankem Rücken an, ohne alle Spur einer Adresse, die sogleich ins Dead Letter Office wandern. Auffallender Weise finden sich in den blinden oder stockblinden Briefen, die ihren Herrn nicht finden können, sehr häufig Werthsendungen, Kupfer-, Silber- oder Goldstücke, Handschuhe, Spitzen, Ringe u. s. w. Wenn der Absender nicht zu ermitteln ist, fällt das Geld theils in den Staatsschatz, theils in eine Armencaffe. Kleine Toiletteartikel pflegen die Clercs der Todtenbriefpost unter einander zu versteigern. Man rechnet auf jeden Tag in London acht stockblinde Briefe. Leer sind gewöhnlich die schottischen, selten sind es die irischen Episteln dieser Art. Der gemeine Irländer ist in einer zärtlichen Freigebigkeit gegen verwandte oder geliebte Personen eben so unerschöpflich wie in seiner Orthographie unergründlich und in seiner Unvorsichtigkeit unverbesserlich.

Ein Gemach ist in dem großen Gebäude von St. Martin's Le Grand für uns Festländer von besonderem Interesse: die Geheimstube (the secret room). Eine verborgene Treppe führte dahin und ein Beamter, von dessen Dasein und Wirken, nach der Versicherung unseres Gewährsmannes, das übrige Postpersonal kaum eine Ahnung hatte, saß manchmal den ganzen Tag darin eingeschlossen und stahl sich des Abends im tiefsten Incognito wieder nach Hause. Auf seinem Tisch lag eine zahlreiche Sammlung von Siegeln, ferner eine Brotkrume und eine Thonpfeife; seine Beschäftigung war

— **Briefzerbrechung.** Wenn keines von den Siegeln paßte, so wurde vom Lack ein Abdruck in Brot genommen; die Thonpfefse, glühend roth gemacht, diente dazu, das Wachs zu schmelzen. In den *chambres noires* kontinentaler Hauptstädte gab oder gibt es eine reiche Auswahl feinerer Werkzeuge; das Geschäft scheint demnach in England ohne große Virtuosität betrieben worden zu sein. Die Erlaubniß zur Briefzerbrechung (der *warrant*) mußte vom gesammten verantwortlichen Ministerrath ausgehen; im vorigen Jahrhundert jedoch soll das Cabinet mit diesen Vollmachten sehr verschwenderisch um sich geworfen haben, was wir ohne Bedenken glauben können. Sie wurden nicht bloß ertheilt, wenn die Sicherheit des Staats auf dem Spiele stand, sondern zu Privatziwecken. Ein Hr. A. erhielt a. 1741 die Erlaubniß, alle Briefe an zwei Damen, mit denen sein Sohn in Verbindung stand, sich öffnen zu lassen. In diesem Jahrhundert fungirte die Thonpfefse am fleißigsten zur Zeit der Napoleonischen Kriege, wo ihr Gluthauch täglich von ein paar Duzend flämischen, französischen und deutschen Briefen das Siegellack der Verschwiegenheit löste; dann als der Chartistenaufstand in Nordengland drohte und endlich in der Angelegenheit Mazzini's, dessen Correspondenz gar nicht im schwarzen Postgemach, sondern von Herrn Graham im Foreign Office erbrochen und gelesen ward. Graham nahm sich diese Freiheit auf eigene Faust, ohne Wissen seiner Minister-Collegen. Man erinnert sich der stürmischen Debatten, welche darüber im Parlament stattfanden, und daß Mr. Duncombe im Namen und Auftrag des Flüchtlings Mazzini dem Minister hart zu Leibe ging. Seitdem soll die Geheimschube verlassen und verödet und das System der Briefzerbrechung, welches dem Staat zuweilen einen guten Dienst und dafür dem Princip der öffentlichen Sittlichkeit tausend schlechte Dienste leistet, ganz verworfen und aufgegeben sein. Obgleich, bei der festgewurzelten Unabhängigkeit der Gerichte und bei der Unmöglichkeit willkürlicher Polizeischikanen in England, die Briefzerbrechung dort dem Einzelnen nie so gefährlich werden und überhaupt niemals die Bedeutung haben konnte wie bei uns, so mögen wir doch einen Trost daraus schöpfen, daß die Postspionage selbst im freien Großbritannien erst 1842 vollständig aufgehört hat. Kriegezeiten und große Staatskrisen werden auch dort stets eine Ausnahme bedingen, und wenn wir den Erklärungen unserer Cabinette trauen können, so wird ja auch bei uns das zugesicherte Briefgeheimniß seit 1848 heilig gehalten. England hätte also in dieser Errungenschaft nur einen Vorsprung von sechs Jahren vor Deutschland voraus! Und wollen wir jenen offiziellen Erklärungen kein unbedingtes Vertrauen schenken, so betrachten wir schon das Geständniß, daß man sich der Postspionage schämt, als einen Gewinn. Vor der Revolution z. B. schwieg Oestreich auf jede Beschwerde wegen Briefzerbrechung still, es vindicirte sich sie als ein Recht. Neulich dagegen protestirte das k. k. Wiener Postamt in allen Zeitungen feierlich und förmlich gegen die Beschuldigung, daß es das Briefgeheimniß verlege. Das ist ein Fortschritt, sogar wenn die Protestation eine bloße Redensart wäre, denn — *l'hypocrisie est un hommage rendu à la vertu.*

Literarische Novitäten in England. — Ungarn nimmt noch immer die Aufmerksamkeit des englischen Publikums in Anspruch. Bei Colburn in London erschien: „*Memoirs of a Hungarian Lady*“ (Memoiren einer ungarischen Dame) von Therese Pulszky. Mit einer historischen Einleitung von „Francis“ Pulszky. Zwei Bände. — Deutsch erscheinen dieselben Memoiren binnen Kurzem in Leipzig. — Longman kündigt den „*Dorfsuotar*“ von Baron Eötvös an, in's Englische übertragen von Otto v. Benkster (wahrscheinlich nach einer deutschen Uebersetzung aus dem Magyarischen) und mit einer Einleitung versehen von Francis Pulszky. Baron Eötvös, der im März 1848 ungarischer Cultusminister wurde, gehört bekanntlich zu den geistvollsten und reformfreundlichsten Männern der altconservativen Partei in Ungarn. — Eines der besten touristischen Werke über das östreichische Donauland, „*Hungary and Transylvania*. By

John Paget“ (bei Murray in London) hat merkwürdiger Weise erst in Folge der letzten Ereignisse, eine zweite Auflage erlebt. Eine deutsche Uebersetzung davon erschien vor mehreren Jahren in hiesigem Verlage von Weber; die halb großdeutsche, halb christlich-germanische Censur jener Zeit aber fand sich bewogen, eine der interessantesten Partien des Buches, über das Verhältniß der Südslaven zu Rußland und über die Interessen der Donauschiffahrt zu streichen. Inzwischen sind Paget's Voraussetzungen ihrer Erfüllung einen Schritt näher gekommen. — Die Revolutionen des Continents überhaupt werden den englischen Buchhandel noch lange beschäftigen. Bentley bringt „The Political Movements of Austria“ (die politischen Bewegungen in Oestreich) in den Jahren 1848 und 1849 vom Baron Pillersdorf, aus dem Deutschen übertragen von George Gasfell, Esq., „a Resident at Vienna“ (einem Bewohner Wiens) wie auf dem Titelblatt bemerkt wird. Es ist nichts Anderes als die kleine Flugschrift von Pillersdorf, welche voriges Jahr bei Manz in Wien herauskam, und das Athenäum hat Recht, den „vorsichtigen und leidenschaftslosen“ Ton derselben zu rühmen, denn sie ist beinahe zu vorsichtig und so allgemein gehalten, daß man sie nur als eine Vorrede zu einem künftigen historischen Werk ansehen kann. — Unter Andern erscheint bei Bentley auch „The Battle Summer“ (der Schlachtenommer) oder Erlebnisse auf dem europäischen Festland im Jahre 1849, von H. Marvel, Verfasser „der frischen Nachlese; oder eine neue Garbe von den alten Feldern des continentalen Europa.“ Ein militärisch-romantisches Buch.

Haynau zum dritten Mal. — Unser Correspondent aus Ungarn beantwortet vorn den wunderlichen Erlaß Haynau's, indem er nachweist, daß das magyarische Revolutionstribunal nicht mehr als sechs Todesurtheile gefällt hat. Das ist der Standpunkt des Magyaren. Der Deutsche wird auf die Anschauung des östreichischen Militärherrschafters gar nicht eingehen. Angenommen, Haynau's Behauptung sind gegründet, was beweisen sie? Rechtfertigt eine Barbarei die andere? Haynau scheint von dem Grundsatz auszugehen, daß der conservative Pacificator wenigstens eben so viel Opfer schlachten muß, wie früher der revolutionäre Terrorismus, gleichviel wen das Opferloos trifft. Ang um Auge, Zahn um Zahn! Für uns liegt eine schreckliche Naivität in jenem Erlaß, dessen Verfasser sich auf den Standpunkt eines Cabrera im spanischen Bürgerkrieg stellt. Carlsten und Christinos nahmen gegenseitig blutige Repressalien, aber sie nannten's nicht Justiz.

Politische Plaudereien. — Vor einem Jahre sagte in Wien ein Levantiner zu mir: „Gott gebe, daß die Revolution in Europa recht lange dauert.“ — Sehr menschenfreundlich von Ihnen, erwiderte ich, aber was habt Ihr im Morgenland von unsern Revolutionen? — „O, sehr viel,“ antwortete der Mann im rothen Fes. „Sehen Sie, Syrie, bei uns ist jetzt das schönste Leben von der Welt, Alles eine Lieb' und Eintracht, es kann im Paradies nicht friedlicher zugehn: und zwar aus einem einfachen Grunde. Eure Diplomaten haben jetzt zu Haus zu thun und lassen uns in Ruh; seit diese Sp—n nicht mehr um die Ehre streiten, unsere Angelegenheiten zu ordnen, hat alle Unordnung und Streiterei im Orient aufgehört!“ — Jetzt hat sich das Blättchen gewendet. Die Diplomatie hat zwar im Abendlande noch keine Ferien, sie hat nirgendwo einen dauernden und beruhigenden Zustand geschaffen, das ist überhaupt ihre Sache nicht, aber die erste Angst ist vorüber, sie verschmaust ein Weilschen und kann die Hälfte ihres wiedergewonnenen Athems verwenden, um in die glimmende Asche der orientalischen Frage zu blasen. Rußland rückt der Pforte immer näher. Den Weg nach Constantinopel hat es sich durch die Intervention in Ungarn wieder eine Strecke weit fest gepflastert. Oestreich ist so gefällig, ihm dazu die Steine zu

klopfen; denn während es mit der einen Hand die Magyaren sich zu Todfeinden macht, muß es mit der andern die Südslaven von sich stoßen, welche jetzt mit ihren Brüdern jenseits der Donau gemeinschaftlich zum weißen Czaren beten. Der bosnische Aufstand wird, wie einst der serbische, von St. Petersburg begünstigt, und sollten die Insurgenten auch diesmal im Stich gelassen werden, das nächste Mal werden sie es gewiß nicht. Die russische Hand scheint noch tiefer unten bei einer kleinen Wühlerei von englischen Gegenwühlern ertappt worden zu sein, sonst hätte sich Lord Palmerston besonnen, wegen einer Geldforderung den Collectivzorn der ganzen österreichisch-bairischen Presse durch die Blockade Griechenlands herauszufordern. Die Blockade ist ein Gewaltstreich gegen den andern. Rußland verletzt in den Donauprovinzen die Verträge, England verletzt gegen das russisch gesinnte Hellas die Billigkeit und das Herkommen. Aber einen Sinn hat dieser Gewaltschritt. Wenn Titoff einst zu Stratford Canning sagte: „Was haben wir von euch Engländern zu fürchten? Vous nous pincerez le cul, auf deutsch: Ihr werdet uns in Odeffa zwicken, bah, das läßt sich aushalten“ — so will Palmerston zeigen, daß England im Nothfall noch andere Mittel hat, um den Plänen Rußlands ein Schach zu bieten. Romisch ist die Rolle, welche die andern Großmächte bei diesem Handel spielen. Frankreich, das lendenlahme, macht den Achselträger zwischen John Bull und dem Moskoff. Oesterreich läßt seine offiziellen Blätter auf russisches Commando gegen England bellen, als wäre sein Beruf im Osten gefährdet, wenn dem Walschbären an der Donau und am schwarzen Meer die Klauen ein wenig gestutzt würden. Den Zorn der Großmacht Baiern können wir begreifen. Unser kleiner Finger hat uns die geheimen Hintergedanken des Hauses Wittelsbach verrathen. Es geht mit großen Dingen schwanger, und hat sich nichts weniger vorgenommen, als Griechenland sich zu anneigern. Dadurch wird es eine faktische Großmacht, bringt Deutschland als Mitgift eine fertige Flotte mit, über deren täglich mächtiger schwellende Segel sämtliche Lords der englischen Admiralität die Gelbsucht bekommen haben, wie kann es dann fehlen, daß der Wittelsbacher den Hohenzoller und den Lothringer aussticht, ein Parlament in die Walthalla beruft, zum Kaiser von Deutschland ausgerufen wird, und die Wiedervereinigung des occidentalischen mit dem orientalischem-römischen Reiche anbahnt. Nur so kann ein wahrhaft und genügend großes Großdeutschland zu Stande kommen, und nur, um zur Verwirklichung dieser Entwürfe Zeit zu gewinnen, hat Hr. v. der Pfordten einen so windigen Verfassungsentwurf für das noch viel winzige Siebzigmillionenreich auf's Papier geworfen. Wir verstehen. Nur sollte in diesem Falle der Grimm der Augsburger Allgemeinen weniger einseitig donnern. Sie nennt die Engländer seit einigen Wochen „Seeräuber“; wir hätten nichts gegen dieses Compliment, wenn sie den Russen den ihnen mit eben so gutem Recht gebührenden Titel „Landräuber“ oktroyirte; denn auch Rußland steht den Wittelsbach'schen Absichten auf das occidentalischem-orientalische Kaiserthum im Wege.

Wäre Lord Palmerston identisch mit England, so käme, aller Wahrscheinlichkeit nach, die orientalische Frage in diesem Frühjahr zur Entscheidung. Eine Ausgleichung wird aber für dieses Mal nicht ausbleiben. Machen wir uns indessen keine Täuschung; die endliche Krisis läßt kein Menschenalter, vielleicht kein Decennium, vielleicht keine zwei Jahre mehr auf sich warten. Aber auch nach einem Menschenalter wird Deutschland nicht so weit erstarkt sein, um beim Völkerstreit um die türkische Erbschaft ein großes Wort mitsprechen zu können. Ein Stück dieser Erbschaft, welches jetzt ein Scheinleben für sich führt, kann bei einer solchen Gelegenheit der Versteigerung nicht entgehen; der griechische Staat ist ein todtgebornes Diplomatenkind, welches nicht bestimmt scheint groß zu wachsen. Die griechische Frage wird dann lauten: englisch oder russisch? Deutschland dürfte schwerlich lange im Zweifel sein, welche Antwort seinen politischen und vielleicht auch seinen commerciellen Interessen tröstlicher klingt.

— Die kurfessische Restauration hat ihre humoristische Seite. Die Nachricht: Hassenpflug am Staatsruder, traf das Ländchen wie ein Donnerschlag. Aber der ver-

schrieene Reactionär läßt einige Notabilitäten Kassels zu sich kommen und beruhigt sie mit den Worten: Fürchten Sie keine Reaction von mir, ich bin zwar mein Lebtag ein arger Absolutist gewesen, aber durch die Revolution bin ich gewißigt worden, ich werde mir die Lehre merken. Selbst der Kurfürst legt eine ähnlich klingende Beichte ab und sagt: „Ich bin durch meine Vergangenheit hinreichend gewarnt worden.“ Nun, über einen bekehrten Sünder ist im Himmel und bei Hofe mehr Freude als über neun und neunzig Gerechte. Das kurheffische Volk aber hat keine Freude an diesen reuigen Sündern, weil es an ihre Bekehrung nicht glaubt. Die ersten Ernennungen und Verordnungen Hassenpflugs geben dem Unglauben des Volkes Recht, die Kammer hat ihm ein entschiedenes Mißtrauensvotum ertheilt, welchem die Bürgerschaft sich angeschlossen hat. Doppeltes Mißtrauen hat Hassenpflug durch sein Verhalten in der deutschen Sache sich zugezogen. Er erklärte dem Staatenbund beizutreten, wenn durch ihn die Vereinigung des ganzen außerösterreichischen Deutschlands zu Stande komme, wozu, wie man weiß, jetzt keine Aussicht ist.

Während Hannover sein Wort mit Kraft bricht und dem Vertrag vom 26. Mai vor der Kündigungszeit den Rücken kehrt, während Hessenkassel gegen den Willen des hessischen Volkes zu laviren anfängt, hat das sächsische Ministerium einen viel genialeren Weg betreten. Es stellt sich über die feindlichen Parteien in der deutschen Frage, es unterzeichnet den Vierkönigsbund des Herrn v. d. Bfordten gerade so wie den Dreikönigsbund des Herrn v. Manteuffel und erklärt, beides seien doch eigentlich nur „Entwürfe“, an denen man zu gleicher Zeit sich betheiligen könne, wie man zugleich in die österreichische und in die preussische Lotterie setzen kann. Wen das Ministerium Beuß in seinem Herzen protegirt, darüber läßt es uns im Dunkeln, doch scheint es ausgemacht, daß seine Protection weder da noch dort den Ausschlag geben wird.

Die „Leipziger Zeitung“ protegirt mit ausdauernder Geschwätzigkeit Alles, was von Baiern und Oestreich kommt: Verfassungsentwürfe, Klatschereien und Zeitungsenten. Sie ist selbst eine Art journalistische Ente, und hat von diesem gemüthlichen Thiere die Eigenschaft, keine Kostverächterin zu sein; ihr breites Schnäbelchen fischt z. B. aus dem Sumpf der „Oestreichischen Reichszeitung“ die schmutzigen Correspondenzen aus Schumla wie Leckerbissen auf. Die „Oestreichische Reichszeitung“ glaubt dem Cabinet Schwarzenberg einen Dienst zu erweisen, wenn sie das Privatleben der ungarischen Emigration in Schumla in schlechten Geruch bringt, Kossuth als einen leichtsinnigen Ehemann und seine Frau als einen weiblichen Dithello schildert. Diese Pikanterien verflücht sie in die Besprechung der Flüchtlingsfrage, wahrscheinlich um Haynau über den ungeheuren Zustand der Rebellen und Baron Stürmer über seine diplomatischen Niederlagen in Konstantinopel zu trösten. Ihr Correspondent, der in das geheimste Treiben der Verbannten eingeweiht ist, kann nur ein ungarischer Renegat, der sich zum k. k. patriotischen Spion ausbildet, oder ein österreichischer Polizeiagent sein, denn es ist kaum anzunehmen, daß einer von den bulgarischen Einwohnern des Ortes an ein Wiener Blatt correspondirt. Jedenfalls ist die österreichische Reichszeitung sicher vor direktem Widerspruch. Weder Kossuth noch Dembinski ist in der Lage, sie mit einer Entgegnung zu behelligen, wenn sie sich auch zu einem solchen Schritt herablassen wollten. — Ein deutsches Blatt sollte so viel Ehrgefühl haben, um mit solchem Schmutz seine Spalten nicht zu verunreinigen.

Verlag von F. V. Herbig. — Redacteurs: Gustav Freytag und Julian Schmidt
Druck von Friedrich Andrá.